

## Weitergabe von Traumata an die nächste Generation

Nicht bewältigte Familiengeschichten gibt es vielerorts

Text + Foto: Ulrich Köster



In der Felsberger Synagoge sprachen über die Aufarbeitung von Traumata aus der Familiengeschichte (v.l.): Thorsten Garbitz, Christopher Willing, Wiebke Marschner, Dierk Glitzenhirn, Holger Wagemann (Klavier) und Erkan Koç in der Synagoge Felsberg.

Felsberg. Unter der Überschrift „Familiengeschichten: ...bis ins dritte und vierte Glied“ hatte das Evangelische Forum Schwalm-Eder kürzlich zu einem Informations- und Diskussionsabend in die Felsberger Synagoge eingeladen - etwa 65 Interessierte hatten sich eingefunden. Holger Wagemann begleitete die Veranstaltung am Klavier. Bevor der thematische Teil des Nachmittags begann, nahm die Kantorin der jüdischen Gemeinde, Annette Sarai Willing, die Besucher mit auf eine Reise in die Geschichte der Synagoge, die nach 1938 eine sehr wechselhafte war und nach der Renovierung nun wieder ihrem ursprünglichen Zweck dient: Gottesdienste zu halten und Gemeinschaft zu ermöglichen.

### Traumafolgen

Der evangelische Pfarrer Thorsten Garbitz, Dozent an der Hephata Akademie sowie an der Evangelischen Hochschule Darmstadt (Studienstandort Hephata) hielt als Trauma-Berater und Trauma-Pädagoge den Leitvortrag. „Transgenerationale Weitergabe ist ein hochkomplexes Thema und eines der schwierigsten in der Traumatologie“, stieg der Fachmann ein. Sie gehöre auch zu den Grunderfahrungen christlich-jüdischer Beziehungen, machte er deutlich. „Auf internationaler Ebene begannen Trauma-Forscher in den 60er Jahren sich mit den Überlebenden des Holocausts und deren Nachfahren zu befassen“, berichtete er – in Deutschland sei dies erst zwanzig Jahre später der Fall gewesen. „Traumata entstehen durch Ereignisse mit existenziellen Bedrohungsfaktoren“, so der Experte, „werden sie nicht aufgearbeitet, bleibt man im Stressmodus“, beschrieb er die Folgen.

„Traumata vererben sich nicht, aber ihre Folgen“, erklärte er und führte Ansätze verschiedener Wissenschaftler an, die die Transgenerationale Weitergabe verdeutlichten.

In der Aufarbeitung der NS-Zeit sei es zunächst als ein Tabubruch gesehen worden, dass auch Menschen aus dem Volk der Täter als mögliche Opfer in den Blick kamen. Aber für das Trauma gelte: „Wie ein Kind eine Bombardierung erlebt oder eine Frau sexualisierte Gewalt, ist unabhängig von Warschau oder Berlin.“

### Persönliche Geschichten

„Nach dem analytischen Auftakt kommen wir nun zu den persönlichen Geschichten“, leitete Moderator Pfarrer Dierk Glitzenhirn in den zweiten Teil über - drei ganz unterschiedliche Menschen berichteten von ihren eigenen Erfahrungen mit traumatischen Erlebnissen und den Auswirkungen über Generationen hinweg.

Den Anfang machte Wiebke Marschner aus Michelstadt, sie berät und coacht seit vielen Jahren Verhandeln bei Konfliktsituationen und Entwicklungsprozessen. Ihr Trauma hat mit der Nazi-Vergangenheit ihres Großvaters zu tun. „Ich bin ein Kriegsenkelkind und wuchs in einer Patchworkfamilie auf“, begann sie ihre Vorstellung, „meinen Großvater habe ich nur im Kleinkindalter kennengelernt – im zweiten Weltkrieg war er bei der Waffen-SS“, fuhr sie fort. „Es gab bei uns kein Familienweihnachten, aber meine Mutter hat mir die Frage nach dem Warum nie beantwortet“, so ihr Rückblick. „Erst als wir in der Schule das Dritte Reich durchgenommen haben, wurde ich für das Thema sensibilisiert und begann mich für die Opfer zu interessieren“, erzählte Marschner. „Dein Vater war kein stiller Teilnehmer“, habe sie ihre Mutter konfrontiert, nachdem sie im Keller Briefe von ihm gefunden hatte. „Ich spreche heute das erste Mal darüber - eigentlich macht es einen sprachlos“, sagte sie mit stockender Stimme. Am Tag des Überfalls der Hamas auf Israel sei sie wieder aktiv geworden, berichtete sie weiter, das mündete in der Teilnahme an der Demonstration „Für Demokratie aufstehen und gegen Antisemitismus“.

Erkan Koç, Lehrer aus Hannover und Vorstandsvorsitzender des Forums Dialog Niedersachsen e.V. und dessen Regionalleiter Niedersachsen, ließ die Zuhörenden ebenfalls an seiner Geschichte teilhaben. „Mein Großvater kam im Zuge des Anwerbeabkommens aus Ostanatolien nach Deutschland, meine Mutter zog wenig später nach“, blickte er zurück. Er selbst wurde in Köln geboren und wuchs mit seinem zwei Jahre älteren Bruder auf, der gehörlos auf die Welt gekommen war. „Meine Mutter musste Deutsch und zusätzlich die Gebärdensprache lernen – gleichzeitig ging sie natürlich arbeiten“, erzählte Koç von der schwierigen Situation in seiner Kindheit. „Vor drei Jahren bekam ich eine Krebsdiagnose und keiner der Ärzte konnte mir sagen, woher das kam“, fuhr er fort. „Beim tieferen Blick in meine persönliche Geschichte wurde mir bewusst, dass mein Bruder aufgrund seiner Behinderung viel mehr Liebe bekommen hat als ich“, sagte der 33-Jährige. „Interessanterweise bin ich von einem Rabbiner auf den Weg gebracht worden, fuhr er fort, heute sei er ein gläubiger Muslim. „Haben sie ihre Mutter mal gefragt“, wollte Trauma-Pädagoge Garbitz wissen, ob ihr die Ungleichbehandlung der Kinder bewusst gewesen sei, „ja“, antwortete Koç, aber sie hat es verneint.“ Erst in einer Therapie habe er vieles gelernt und so er auch seiner Mutter verzeihen können, ergänzte er – schließlich habe sie auch Fehler eingesehen.

Als Dritter stellte Christopher J. Willing die wechselhafte Geschichte seines Lebens vor. Der Diplom-Ingenieur für Siedlungswasserwirtschaft kam vor 30 Jahren aus beruflichen Gründen von Hannover nach Felsberg. Er ist Mitbegründer und Vorsitzender der liberalen Jüdischen Gemeinde Emet weSchalom und setzt sich seit 2008 erfolgreich für die Reaktivierung der Felsberger Synagoge ein. „Meine Großmutter wurde streng jüdisch erzogen, trotzdem hat sie einen Christen geheiratet und konnte dem Holocaust entkommen“, begann er. „Ich habe nur überlebt, weil ich das Judentum verraten habe“, zitierte Willing seine Mutter. „Ich selbst hatte zwar jüdische Wurzeln, doch erst mit 24 Jahren bin wirklich zum Judentum gekommen“, blickte der 61-Jährige in seine eigene Biografie. Er habe einen Kurs besucht, irgendwann sei seine Mutter mitgegangen, und gemeinsam seien sie aktiv ins Judentum zurückgekehrt, so die Entwicklung. „Sie begann Bücher zu

schreiben und Vorträge zu halten“, fügte er hinzu. „Mein Vater war stark christlich geprägt und wurde im Krieg als Flak-Helfer eingesetzt“, erzählte er weiter. „Seit meine Mutter und ich uns wieder verstärkt zum jüdischen Glauben bekannt haben, hat er nicht mehr so viel mit mir diskutiert wie früher“, beschrieb er eine negative Auswirkung ihres Schrittes.

### Kraft zum Weitermachen

„Was hat ihnen Kraft gegeben, um weiterzumachen“, wollte Trauma-Pädagoge Garbitz von allen wissen. „Ich habe einen stärkeren Blick für Gerechtigkeit und auch mehr Gleichgewicht“, sagte Wiebke Marschner, „zudem habe ich mehr Mut mich zu zeigen und den Mund aufzumachen.“ „Es bleibt jedoch noch immer die Scham in der Frage: Was haben meine Vorfahren anderen Menschen angetan“, schränkte sie ein. Auch Erkan Koç sah sich aufgrund seines Schicksals darin bestärkt, etwas an andere weiterzugeben – dies zeige sich unter anderem in seinem Engagement für den interreligiösen Dialog. „Ich habe in meinem Leben immer versucht, mich weiterzuentwickeln“, sagte Christopher Willing, „das Trauma, was ich von meinen Eltern vererbt bekommen habe, versuche ich möglichst nicht an meine Söhne weiterzugeben“, lautet sein Blick in die Zukunft. „Ich kann auf sieben bis acht Generationen jüdischen Lebens zurückblicken“, ergänzte er, „mit der Reaktivierung der Felsberger Synagoge bin ich auf dem richtigen Weg“. Nach den drei persönlichen Geschichten kamen aus dem Publikum etliche Fragen zur Trauma-Bewältigung. Dabei zeichnete sich ab, dass viele in der eigenen Vita dunkle Stellen sahen, die eine nähere Betrachtung verdient hätten.